Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstrasse 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 339. **Mittwoch** den 5. Juli 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. Juli.

Den Hauptgegenstand der Erörterungen bildet in den uns heute vorliegenden Blättern natürlich die **Thronrede**, mit welcher der Kaiser gestern den neuen Reichstag eröffnet hat. Die meisten dieser Erörterungen sind indeß nicht viel mehr, als Umschreibungen der kaiserlichen Worte, die ja auch bei ihrer Entschiedenheit und Klarheit eines eigentlichen Commentars nicht bedürfen. Der seltsamste ist jedenfalls der eines „freisinnigen" Blattes, die Thronrede habe den Gegnern der Militairvorlage den Patriotismus nicht absprechen wollen, und zeichne sich dadurch vortheilhaft vor den Thronreden während der Aera Bismarck aus. Allerdings machen die Worte, die gestern der Kaiser an die neuen Abgeordneten richtete, diesen Gegnern keine directen Vorwürfe; aber was diese Worte über die absolute Nothwendigkeit einer ausreichenden Stärkung unserer Wehrkraft sagen, ist jedenfalls alles Andere, als eine Anerkennung der Einsicht oder des Patriotismus jener Gegner, denen man nur empfehlen kann, die kaiserlichen Worte wiederholt ohne Parteibrille zu lesen. Wir selbst haben dem, was wir schon gestern über diese bedeutsame und eindringliche Kundgebung ausgeführt haben, heute nichts hinzuzufügen. Nur um zu zeigen, daß unsere Ausführungen sich beinahe vollständig mit dem Urtheile Anderer decken, lassen wir die Auslassung unseres Berliner ⁂-Correspondenten über die Thronrede hier folgen: „Die Thronrede hat — gemäß den preußischen und deutschen Ueberlieferungen — keine eigentliche Ueberraschung gebracht. Sie beschränkt sich auf die Erwähnung der Militairvorlage, begründet dieselbe nochmals sachlich und knüpft zum Schlusse eine überaus zeitgemäße Erinnerung an die Opfer, welche die Einigung Deutschlands gekostet, die eindringliche Mahnung, das Errungene zu wahren. Der Ton der kaiserlichen Rede ist ebenso ruhig als fest. Daß die Regierungen bei einer abermaligen Verwerfung der Heeresreform sich nicht beruhigen würden und könnten, geht aus der Kundgebung des Kaisers unzweideutig hervor. Hinsichtlich der Deckung der Kosten äußert sich die Thronrede so, wie es durch die Lage der Dinge vorgeschrieben war. Da neue Deckungsvorschläge in dieser Saison nicht gemacht werden, war es unthunlich, der früheren Steuerentwürfe nicht Erwähnung zu thun; die Geneigtheit, ganz oder zum größeren Theile andere Einnahmequellen zu erschließen, geht aber aus den Worten des Kaisers mit der erwarteten und erwünschten Klarheit hervor. Sehr wohlthuend berührt es, daß der günstige Stand der augenblicklichen europäischen Verhältnisse mit Nachdruck hervorgehoben wird. Die Speculation auf die Angst bleibt also nach wie vor vermieden. Um so wirksamer ist die Andeutung, daß die deutsche Wehrfähigkeit hinter der der Nachbarn in einer für die Zukunft die schwersten Besorgnisse erregenden Weise zurückgeblieben ist und sich sogar seit Einbringung der Militairvorlage für uns noch ungünstiger gestaltet hat. Die politisch bedeutsamste Stelle der Thronrede ist diejenige, welche eine rasche Erledigung verlangt, weil eine Verzögerung bis zum Herbst sich mehr als zwanzig Jahre hindurch zum Nachtheil Deutschlands fühlbar machen würde. Es ist dringend zu wünschen, daß der Reichstag diesen Wunsch erfüllt, indem er eine bei der erfolgten völligen Klarstellung der Heeresfrage durchaus nutzlose Commissionsberathung vermeidet."

Das **Centrum** des preußischen Abgeordnetenhauses hat gegen die **Steuerreform** gestimmt und es ist dadurch die Mehrheit für dieses Gesetzgebungswerk, wenn sie auch noch immer groß genug ist, doch nicht so überwältigend ausgefallen, wie es bei allseitiger rein sachlicher Behandlung des Gegenstandes der Fall hätte sein können. Das Centrum hat gegen die Steuerreform an sich nichts von irgend welchem Belang einzuwenden, die Partei hätte auch, schon mit Rücksicht auf die Wünsche ihrer Wähler, den Vorlagen ganz sicher zugestimmt, wenn nicht die Gewißheit gegeben gewesen wäre, daß auch ohne ihre Mitwirkung die Gesetze zu Stande kommen würden. So konnte sich die Partei den wohlfeilen Luxus der Ablehnung gestatten. Sie that dies mit dem Hinweis auf die den klerikalen Wünschen nicht entsprechende Gestaltung des Wahlgesetzes. Also weil ein mit der Steuerreform doch nur in begrenztem Zusammenhange stehendes anderes Gesetz den Wünschen des Centrums, das auch bei dieser Gelegenheit ein politisches Profitchen machen wollte, nicht ganz entsprach, stimmte die Partei gegen eine große, wohlthätige Reform, gegen die sie sich kaum mehr die Mühe gab, materielle Einwendungen zu erheben. Das soll eine sachliche, unbefangene Politik sein! Die Schacherpraxis, die immer mehr in unser öffentliches Leben einzieht, ist dabei grell hervorgetreten, zum Glück aber abgewiesen worden. Das Centrum hat aber wieder einmal unsachliche, illoyale, durch die nacktesten Parteiinteressen eingegebene Oppositionspolitik getrieben. Daß es damit abgefallen, ist ein erfreulicher Zug in dem Bilde des jetzt zu Ende gehenden Landtages.

In der zweiten Hälfte der vorigen Woche ist die **Schweizer Bundesversammlung** geschlossen worden, und wenn sich nicht etwas Unvorhergesehenes ereignet, was eine außerordentliche Tagung des Nationalrathes nöthig macht, so hat die Bundesversammlung die laufende dreijährige Amtsdauer nunmehr hinter sich. Es war die 15. Legislaturperiode seit der Gründung des neuen Bundes 1848, eine Auflösung der Bundesversammlung fand nie statt, ruhig und unbeeinflußt konnten alle Amtsperioden ihre drei Jahre ausleben. Auch bei Neuwahlen waren Ueberraschungen selten, während der 45 Jahre parlamentarischen Lebens zog sich wie ein rother Faden ein radicalliberaler Zug durch alle bedeutenden Beschlüsse; die ultramontane Partei zählt im Nationalrath nur einige 30 Mitglieder, zu denen zuweilen 15 bis 20 conservative und mitunter auch die 20 gemäßigt liberalen Mitglieder des schweizerischen Centrums stoßen, wodurch, wenn das Cartel fest geschlossen auftritt, eine Mehrheit möglich ist. Jedoch sind solche Fälle große Ausnahmen und waren in der That auch gegenüber der starken radicaldemokratischen Mehrheit der abgelaufenen Amtsperiode nur sporadisch zu verzeichnen. Ob bei den kommenden Neuwahlen im October eine veränderte politische Constellation Platz greifen wird, ist heute schwer zu entscheiden, da während der letzten drei Jahre keine politischen Ereignisse eintraten, welche große Umgestaltungen von vornherein als wahrscheinlich hinstellen. Von bedeutsamen Neuerungen, die über locale Interessen hinausreichen, beschloß die Bundesversammlung blos die Erweiterung der Volksrechte durch Einführung der Verfassungsinitiative, die verfassungsmäßige Festlegung der Einführung des Banknotenmonopols, die Einrichtung einer eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherung. Die Bewegung für die Verstaatlichung des Eisenbahnwesens scheiterte, die Reform der Bundesverwaltung blieb in den Anfängen stecken, andere Anregungen kamen nie zur Berathung. Die letzte Legislative hat Großes nicht geleistet, aber auch keine Fehler begangen, die eine dauernd nachhaltige Wirkung hervorriefen. Dieses allgemeine Urtheil berechtigt zur Annahme, daß die Neuwahlen wohl manchen persönlichen Mandatwechsel bringen, nicht aber zugleich auch politische Verschiebungen in der Stärke der bisherigen Parteien nach sich ziehen werden. Die radicaldemokratische Partei wird ihre Mehrheit behalten; die Gegner können einige wenige Sitze verlieren und die Socialdemokraten außer ihrem jetzigen einzigen Vertreter höchstens einen gewinnen. Im Ganzen aber wird Alles hübsch beim Alten bleiben.

Der Bestand des jetzigen **französischen** Cabinets wurde in den letzten Tagen von der scandalsüchtigen Opposition der Deputirtenkammer auf eine nicht ganz unbedenkliche Probe gesetzt, welche Dupuy indeß leidlich bestanden hat. Die parlamentarischen Gönner der akademischen Straßenhelden des Quartier latin brachten das Treiben der studentischen Lärmmacher auf der Kammertribüne vor und verlangten nicht etwa Bestrafung der jugendlichen Radaubrüder, sondern im Gegentheil der gröblich insultirten Sicherheitsagenten, deren Eingreifen behufs Wiederherstellung der frivol gestörten öffentlichen Ruhe und Ordnung als „ungerechtfertigte Brutalität" hingestellt wurde. Ministerpräsident Dupuy versuchte in seiner Beantwortung der Interpellation das Unmögliche fertig zu bringen, nämlich beiden Parteien Recht zu geben, was zur Folge hatte, daß er Niemanden zufrieden stellte, wohl aber die Oppositionen in ihrer herausfordernden Haltung noch mehr ermuthigte. Nach längerem Hin- und Herreden einigte man sich endlich auf eine Tagesordnung, die ebenso wenig wie die Erklärung Dupuy's Hand und Fuß hatte, aber doch dem Bedürfniß des Augenblicks genügte. Dieser ganze Zwischenfall ist bezeichnend für die Regierungspraxis des jetzigen Cabinets. Dasselbe fristet sein Dasein nur kraft der ihm innewohnenden vis inertiae und der Scheu, die an tonangebender Stelle besteht, so kurz vor den allgemeinen Kammerneuwahlen eine Cabinetskrise heraufzubeschwören. Ministerium und Kammermehrheit fühlen sich gewissermaßen durch das Band der Interessensolidarität an einander geknüpft. Die der Mehrheit angehörigen Kammermitglieder hoffen, unter den Auspicien des Ministeriums Dupuy, bessere Wahlgeschäfte als unter dessen Nachfolger, gleichviel wer das sein möge, zu machen, und Dupuy wiederum rechnet auf die Erkenntlichkeit seiner jetzigen parlamentarischen Gönner für den Fall ihrer glücklichen unversehrten Rückkehr aus dem nahen Wahlfeldzuge. So haben sich beide Theile stillschweigend das Versprechen gegeben, den Widerwärtigkeiten des Schicksals die Stirn zu bieten. Das Unvorhergesehene freilich ist in diesem Programm nicht berücksichtigt; da dasselbe aber tagtäglich in den mannigfachsten Formen zum Ereigniß werden kann, so ergiebt sich daraus für die tonangebenden politischen Factoren der Republik die Nothwendigkeit, von der Hand in den Mund zu leben und mehr auf die Gunst des blinden Zufalls, als auf ihr eigenes staatsmännisches Können und Handeln zu rechnen.

Angesichts der ziemlich feststehenden Thatsache, daß eine gütliche Einigung zwischen Frankreich und **Siam** aussichtslos erscheint, und der weiteren Thatsache, daß die England über den sich weiter vorbereitenden Ereignissen mit besonderem Mißtrauen entgegensehen, muß es von Interesse sein, einige berufene englische Preßstimmen über diese Frage zu vernehmen. In dem „Nineteenth Century" läßt sich des Weiteren Curzon über die Forderungen der französischen „Colonialchauvinisten", über die Rechte der **Siamesen**, über den Ursprung und die möglichen Folgen des jetzigen Streites aus; in der „Fortnightly Review" behandelt Sir Richard Temple die Frage vom Standpuncte des indischen Staatsmannes, und in der „National Review" beleuchtet Gundry, dessen praktische Kenntniß der Schleichwege orientalischer Politik vielleicht ohne Gleichen ist, die frühesten Beziehungen zwischen Frankreich und Siam. Frankreich wünscht — ebenso wie den Rhein zur Grenze zwischen sich und Deutschland — den Mekong zur Grenze in Indo-China, obgleich Siam noch ein ungeheures Gebiet östlich vom genannten Flusse besitzt, während Großbritannien wegen seiner Besitzung Birma ebenfalls über ein bestimmtes östliches Gebiet Suzerain ist. Die Franzosen streben nach dem Besitz jenes Gebietes nicht nur um des Gebietszuwachses willen, sondern weil sie, trotz aller gegentheiligen jüngsten Erfahrungen, den Fluß als eine große Handelsstraße in die chinesischen Schanstaaten im Norden der Halbinsel betrachten; auch den Weg in die Laosstaaten im Centrum, die gegenwärtig noch im Besitze Siams sind, glauben sie durch die Beherrschung des Flusses gesichert. Nun aber fand Archer, der britische Consul in Nord-Siam, der jüngstdem Mekong hinunterfuhr, um über seine Verwerthung für Handelszwecke zu berichten, daß seine Ufer fast unbewohnt sind und dort von Handel gar keine Rede sei, während ja auch jeder französische Forscher in den letzten 20 Jahren fand, daß der Fluß wegen zahlreicher ungeheuerer Wasserfälle zur Schifffahrt durchaus ungeeignet sei. Die englischen Schriftsteller meinen nun, wie der Krieg um Tonkin eigens unternommen wurde, um den Handel der südchinesischen Provinzen in die Hände zu bekommen, und seinen Zweck eingestandenermaßen verfehlte — so werde auch die französische Speculation in Bezug auf die handelspolitische Verwerthung des Mekong und der Laosstaaten fehlschlagen. Für England ist die Frage keine handelspolitische, sondern eine rein politische. Siam im Osten des indischen Reiches ist, was Afghanistan im Westen ist. England wünscht weder im Osten, noch im Westen eine europäische Macht und möchte daher Siam frei sehen; denn die zwei Hauptaufgaben der englischen Orientpolitik sind: Siam als unabhängigen Staat zu erhalten und den Emir von Afghanistan dem Einflusse des General-Gouverneurs von Russisch-Turkestan zu entziehen. Es wäre daher kein Wunder, wenn die Franzosen — aus Selbstliebe wie aus Freundschaft zu den Russen — alles daran setzten, sich Siams zu bemächtigen.

Daß das frühere **serbische** Cabinet Avacumowitsch in Anklagezustand versetzt werden soll, haben wir bereits gemeldet. Es erübrigt heute, über das dabei nach serbischem Gesetz einzuschlagende Verfahren das Nähere mitzutheilen. Nach dem Gesetz über die Verantwortlichkeit serbischer Minister muß der betreffende Anklage-Antrag von 20 Deputirten eingebracht, schriftlich dem Präsidium der Skupschtina überreicht werden und eine genaue Formulirung aller Anklagepuncte enthalten. Der Präsident hat den Anklage-Antrag sofort zur Verlesung zu bringen, ihn hierauf in Druck legen und an die Abgeordneten, sowie an die angeschuldigten Minister vertheilen zu lassen. Binnen längstens fünf Tagen ist die Verhandlung hierüber in der Skupschtina auf die Tagesordnung zu setzen. Die angeschuldigten Minister werden zu dieser Sitzung vorgeladen und können sich mündlich oder schriftlich vertheidigen. Nach Schluß dieser Debatte wird geheim über den Uebergang zur Tagesordnung abgestimmt. Beschließt die Skupschtina mit einfacher Majorität den Uebergang zur Tagesordnung, so ist der Anklage-Antrag beseitigt. Lehnt aber die Majorität den Uebergang zur Tagesordnung ab, so ist sofort mittelst geheimer Wahl ein Untersuchungs-Ausschuß von zwölf Deputirten zu wählen, in den jedoch die Unterzeichner des Anklage-Antrages nicht eintreten können. Der Untersuchungs-Ausschuß hat die Angelegenheit zu prüfen, die Acten zu studiren und die Zeugen einzuvernehmen, sowie binnen einer von der Skupschtina zu bestimmenden Frist seinen Bericht zu erstatten und die Anklage zu formuliren. Der Untersuchungs-Ausschuß kann auch die Verhängung der Verwahrungshaft über die angeklagten Minister beantragen, die von der Skupschtina mit Zweidrittel-Majorität beschlossen werden kann. Sobald der

Feuilleton.

Ueber Klippen.

7] Roman von Caroline Deutsch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Herr von Schmertzig war zugegen, denn er hatte die Sitzung veranlaßt und meldete sich zuerst zum Wort. Er machte keine Einleitung, gab keine Erklärungen; er wußte, daß die Sache schon stadtbekannt war, wozu also Erläuterungen, die nur peinlich und demüthigend für ihn waren?

„Meine Herren", sagte er, „Sie wissen, um was es sich handelt. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob meine Handlungsweise damals recht oder unrecht war, ich sage nur: ich war nicht der Alleinschuldige und füge hinzu, ohne Ihrer Ehrenhaftigkeit nahe treten zu wollen, daß ich nicht weiß, ob Einer in der Versammlung hier in dem gegebenen Falle anders gehandelt hätte."

Das war etwas stark, und die Herren sahen sich verdutzt an. Aber das tiefe Schweigen, das minutenlang herrschte, schien ein beredter Zeuge für die gewagte Behauptung zu sein. — Da sprang Apotheker Janowitsch mit geröthetem Gesicht auf, und der tiefe Baß seiner Stimme verschärfte nur noch den grollenden Ausdruck seiner Rede.

„Soll dies als Entschuldigung dienen, oder was soll das bedeuten? Es ist ja gerade, wie wenn Einer, der von einer Krankheit angesteckt worden ist, sagen würde, wer sie mit erlebt, sei auch von ihr befallen worden. Mein lieber Herr von Schmertzig, der Eine ist disponirt, Andere nicht, der Eine stirbt an einer Krankheit, der Andere überdauert sie! Das ist ja eine ganz merkwürdige Art, sich zu entschuldigen."

„Daß dies nicht meine Absicht ist, habe ich bereits gesagt", versetzte Schmertzig, dem ebenfalls eine dunkle Röthe ins Gesicht trat.

„Ich ziehe es vor, wie es nun einmal meine Art ist, mit Thaten zu reden ..... Glaubt sich die Stadt von mir beeinträchtigt, gut, so bin ich zur Entschädigung bereit! Ich will eine dem damaligen Kaufpreise gleichkommende Summe zahlen, ich glaube, man kann damit zufrieden sein."

„Ich glaube dies wiederum nicht", nahm Doctor Rikelius das Wort. „Sie zahlten damals viertausend Gulden für die Grundstücke; zieht man den wirklichen, jetzt festgestellten Werth des Objectes in Betracht, so ist das geradezu ein lächerliches Angebot, Herr von Schmertzig! Und wissen Sie, an was mich dies erinnert? aber ebenfalls, ohne Ihrer Ehrenhaftigkeit nahe zu treten ....." hier lächelte der Doctor ironisch, „an die Anekdote von jenem Manne, der ein Geschäft daraus machte, Schweine zu stehlen, um es dann seinem Beichtiger zu gestehen und sich mit dem Gestohlenen durch eine gewisse Summe abzufinden. Dem Pfarrer gefragt: warum er dies thue, warum er nicht lieber gleich das Schwein kaufe, da er es ja doch nachher bezahle, versetzte der Dieb: „O Hochwürden, das ist doch ein Unterschied! Kauf ich das Thier, bestimmt der Bauer den Preis, stehl ich's, bestimme ich ihn."

Ein schallendes Gelächter ertönte nach diesen Worten, und das Gesicht des Herrn von Schmertzig wurde jetzt nicht roth, sondern schmerbleich. So etwas hätte er niemals für möglich gehalten. War er noch Herr von Schmertzig, oder nicht?

Genügte die kurze Spanne von einigen Tagen, sein Ansehen derart zu erschüttern, daß man ihm das zu bieten wagte?! .... Zwar der Doctor war ihm seit vorigem Sommer nicht besonders freundlich gesinnt, obwohl er bis jetzt seine Gegnerschaft nicht öffentlich gezeigt hatte. Und daß Janowitsch zu seinen wirklichen Gegnern zählte, davon sollte er sich immer mehr überzeugen.

„Meine Herren", sagte dieser, „daß Herr von Schmertzig einen Vergleich beabsichtigt, bevor noch eine Klage eingeleitet ist, das ist uns ein Beweis, daß er — zu verlieren fürchtet. Wir wären also Narren, wenn wir uns darauf einließen."

„Ich fürchte keinen Proceß und fürchte ihn also auch nicht zu verlieren", widersprach Schmertzig und zwang sich gewaltsam zur Ruhe. „Was ich scheue, ist der Unfriede, ist der Streit! Ich habe bis jetzt im besten Einvernehmen, ja in Freundschaft mit Euch gelebt, und mein Wunsch ist, daß es ferner so bleiben möge. Und seht!" er hob die Stimme, „um diesen Preis erhöh' ich die Summe auf das Doppelte, dabei bleib ich aber stehen, keinen Gulden mehr! — Achttausend Gulden in die Stadtcasse, und Alles bleibt beim Alten! Seid Ihr einverstanden?"

„Ich glaube, wir sollten darauf eingehen", nahm der Holzhändler Stephany das Wort; dieser hatte bis jetzt vorsichtig geschwiegen, um erst die Meinung der Anderen kennen zu lernen. „Hat Herr von Schmertzig vor Jahren nur an seinen Vortheil gedacht, so hat er uns seit der Zeit so manchen Vortheil zukommen lassen, daß er uns das Entgangene reichlich ersetzt hat".

„Ja, natürlich! Du bist ein reicher Mann geworden, Du, der Paulu und Marko!" schrie der grimmige Apotheker. „Ihr habt Hunderttausende dabei zusammengerafft, was hat aber die Stadt davon?"

„Die Stadt!?" rief jetzt der dicke Paulu, und sein Gesicht wurde purpurroth vor Aerger: „All die schönen Anlagen und städtischen Einrichtungen und die Eisenbahn; ist das alles nichts? Waren wir früher nicht wie eingemauert? Wann sah man einen Fremden? Selbst die Märkte waren nicht wie jetzt besucht, weil sich nicht Jedermann auf die mühseligen Gebirgswege wagte. Jetzt stehen wir mitten im Verkehr, und wem haben wir das zu danken?"

„Wir hätten die Bahn auch ohne Herrn von Schmertzig bekommen", versetzte der Doctor gleichmüthig. „Das war nur eine Frage der Zeit. Es lag im Interesse der Regierung selber, die Karpathengegend dem Verkehre zu erschließen; mit der Telegraphenanlegung hatte sie den Anfang gemacht, das wird Herr von Schmertzig ja auch wissen, der damals zu diesem Zwecke im Auftrage der Regierung hier war ...." Wieder lag das scharfe, ironische Lächeln in dem Gesichte des Doctors.

„Wäre Grund und Boden unser Eigenthum geblieben, so hätten wir uns all das Gute selber verschaffen können, das wir jetzt Herrn von Schmertzig zu verdanken haben", meinte Hotelbesitzer Strakosch.

„Und bei Gott! der Stadt hätte es besser angestanden, Besitzer eines Badeortes zu sein, als einer Privatperson!" fiel der unermüdliche Apotheker ein.

„Die Stadt hätte noch hundert und tausend Jahre im Besitze des Bodens sein können, ohne eine Ahnung von dessen Reichthum zu haben. Ja wer sind gerade die klugen Köpfe dazu!" sprach Eisenhändler Marko mit dem Tone tiefster Geringschätzung.

„Meine Herren", sagte jetzt Schmertzig. Bei aller Ruhe und Gleichmüthigkeit, die er zur Schau trug, ward ihm doch immer schwüler zu Muthe. „Meine längere Anwesenheit hier ist überflüssig. Erwägen Sie nochmals meinen Vorschlag, ich bin bereit, die betreffende Summe zu jeder Stunde auszuzahlen. Denken Sie sich die Sache nicht gar so leicht, trotz der Vorspiegelungen des Stadtrichters! Ein Mann wie ich wird nicht so leicht lahm gelegt! Soll es ein Kampf sein, dann aber einer bis aufs Messer!"

Und ohne noch ein Wort weiter hinzuzufügen, verließ er hocherhobenen Hauptes und mit einem stolzen, sicheren Ausdrucke das Zimmer.

Als er sich entfernt hatte, da entbrannte erst recht der Kampf.

„Es ist eine Schande, einem solchen Manne derart mitspielen zu wollen!" rief Holzhändler Stephany erregt. „Was hat er nicht alles für die Stadt gethan, und wie will man ihn es lohnen!"

„Wir haben ihm nichts zu lohnen, er soll zurückgeben, was ihm nicht gehört!" sagte Hotelbesitzer Strakosch.

„Ihr fürchtet wohl, Eure Lieferungen einzubüßen?" warf Janowitsch in seiner rücksichtslosen Weise ein. „Oder Ihr denkt, die Stadt wird nicht solche gute Preise beim Weiterbauen zahlen? ... Natürlich, Herr von Schmertzig hat Grund und Boden fast umsonst bekommen und mit dem Geld nicht zu knausern gebraucht."

„Du wärst nicht so uneigennützig, Bruder Apotheker, wenn Deine Interessen nur im Geringsten mit dabei im Spiele wären", meinte Marko. „So denkt Du aber: Medicin muß Jeder, der krank ist, aus Deiner Apotheke holen, da sie die einzige im Orte ist, mag es ein Arbeiter sein, den die Stadt, oder einer, den Herr von Schmertzig bezahlt."

„Du sprachst vorhin vom Geldzusammenraffen. Da wirst Du mir Rede stehen müssen!" rief der dicke Paulu. „Wir haben redliche Preise, jedenfalls redlichere als Du für Deine Quacksalbereien, wofür Du oft dem armen Arbeiter den letzten Kreuzer abnimmst."

„Quacksalbereien!" schrie der grimmige Apotheker, und sein hageres, dunkelbärtiges Gesicht wurde so dunkelroth wie das seines Gegners. „Das soll Dir theuer zu stehen kommen!"

„Ruhig, meine Herren, ruhig, nur keine persönlichen Angriffe!" ertönte in diesem Augenblicke die Stimme des Stadthauptmanns. Er hatte sich bis jetzt mit keinem Worte an der Debatte betheiligt; klug und behaglichen Sinnes, wie er war, wollte er es fürs Erste mit keiner Partei verderben und ließ ruhig die Fluth der Meinungen hin- und herwogen. „Wir sind hier, um über eine wichtige Mittheilung zu berathen, und nicht, um uns persönliche Liebenswürdigkeiten zu sagen. Wie ist's! Wird der Vergleich des Herrn von Schmertzig angenommen?"

„Nein, und nochmals nein! Wir wollen keinen Vergleich, die Sache soll den gerichtlichen Weg gehen!" rief der Apotheker. „Der Doctor und Strakosch unterstützten ihn.

„Und wir unterschreiben die Klage nicht!" schrien ebenso einstimmig Marko, Paulu und Stephany, „Ihr könnt alt und grau werden, ehe so etwas geschieht."

„Achttausend Gulden hat Herr von Schmertzig geboten", meinte dann noch Marko. „Ist das nicht eine Summe? Was will die Stadt mit mehr Geld beginnen?"

SLUB
Wir führen Wissen.